

„Ach, Sebastian“, dachte Charlotte, wo hat unsere Liebe ihren Anfang genommen? Im Sandkasten, ohne dass wir es selbst bemerkten, als ich dich Klaus rief, wir mit deinem roten Lastwagen im Sandkasten über selbst gebaute Straßen fuhren und ich zum ersten Mal in deine Augen blickte, dunkle, einsame Seen, durchtränkt von Traurigkeit, vom nahen Ende kündend?

Oder später?

Zufall oder Schicksal, dass deine Mutter nach ihrer Flucht aus Ostpreußen gegenüber von uns bei Familie Heinzelmann im Haus die obere Wohnung zugeteilt bekam? Deine Schwester Maria und du Sebastian, hattest am Todestag von Klaus Geburtstag; ein Umstand, dessen Bedeutung ich erst später begriffen habe, nachdem ich deine seltsame Geschichte kannte und unsere erste Liebe erblühte. Nahm hier unsere Geschichte ihren eigentlichen Anfang?

Ich weiß es nicht.

Ach, Sebastian, die Jugendjahre, später das schreckliche Zugunglück, dein Tod, erneuter Abschied, Jahre des Alleinseins. Und als du plötzlich vor mir standest, achtzehn Jahre später, im Dämmerlicht des Hausflurs – so jung, als temperamentvolle Frau, Bella. Unsere gemeinsamen Jahre, die Reisen, und erneut riss ein Unglück dich von meiner Seite, ein weiterer Abschied und Jahre der Hoffnung, des Wartens bis in die Gegenwart.

Und heute?

Kündigen die Erinnerungen an dich, unsere Liebe, dein Kommen an oder meinen Abschied vor der Zeit? An wie vielen deiner Gräber habe ich meine Tränen vergossen, mich deiner erinnernd, hoffend auf ein Morgen, ein Wiedersehen, ein letztes spätes Glück.“

Charlotte klagte seit den Mittagsstunden über Kopfschmerzen. Die Hände im Schoß gefaltet, saß sie auf der porösen Steinbank am Musikpavillon, ihrem Lieblingsplatz, von dem ein schmaler Kiesweg zum Haupttor führte. Von hier aus konnte sie unbemerkt die Ein- und Ausfahrenden beobachten, ihr Kommen und Gehen, die mit den Monaten kürzer werdenden Besuche bei der Frau, dem Mann, den Eltern, die sich spätestens nach einem Jahr auf Geburtstag und Weihnachten reduzierten. Das Alter, der damit einhergehende Verfall an Körper und Geist, schreckte ab; nur Wenige ertrugen diesen Blick in die eigene Zukunft.

Die Welt dort draußen sprach eine andere Sprache, die nichts mit der hier herrschenden Wirklichkeit gemeinsam hatte und in einer Zeit, die täglich neue Vorstellungen über das Leben in Bezug auf Mode und Lebensart erfand und über die Medien verbreitete, blieb die dunkle Seite des Lebens, seine Schattenseite, die weder mit Geld noch guten Worten korrumpierbar ist, ausgesperrt. An der Nüchternheit ihrer Insel, des Hauses Langwiesen, zerbrach der Glaube an das ‚Alles ist möglich‘ und die Hoffnung, dass das Jetzt, dieses zerbrechliche Selbst, bis in die Ewigkeit gedehnt werden könne, täglich neu auferstehe, wie die Sonne es seit Urzeiten tat, zerrann wie der verbliebene Rest Schnee nahe der Büsche, wo selbst der sonnigste Tag die Schatten nicht vertreiben konnte, in der Zeit ihres kurzen, nahe dem Horizont verlaufenden Weges.

Der Besuch im Altenheim glich den Besuchern der Nachtmeerfahrt des Sonnenkindes, nur mit dem Unterschied, dass sie verwandelte, nicht neu erschuf, den Glauben zerbrach, nicht stärkte. Der kommende Tag warf ein anderes bleicheres Licht auf die Welt, in dessen Schein der Glanz der Dinge weniger strahlte als zuvor. Die mediale Präsenz, ihr Netz der Illusionen und Versprechen, bröckelte auf der dunklen Seite, und kein Sonnenaufgang heilte die nächtlichen Wunden.

„Nichts währt ewig“, dachte Charlotte, tief in ihre Gedanken verstrickt, und niemand wusste das besser zu beurteilen als sie.

Der erste März war ein trüber Tag, der Himmel grau, voll dunkler Wolken, die ein kräftiger Südwind über das Land trieb. Die letzten Reste des verspäteten Wintereinbruchs fielen den milden Temperaturen zum

Opfer und verwandelten die Parkanlage in eine finnische Seenlandschaft.

In ihren Erinnerungen kehrte Charlotte, wie so oft in den vergangenen Tagen, in die Kindheit zurück, jener unbeschwerten Zeit, in der das Leben noch die ursprüngliche Unschuld besaß wie vor der Bewusstwerdung des Menschen.

Die früheren Spielkameraden in alle Winde zerstreut, trotz des Schwurs auf die Freundschaft, konnte das Versprechen nicht über die Wirren der Jugendjahre gerettet werden.

„Wir sind anders!“, hörte Charlotte sich im Kreis ihrer Freundinnen rufen. „Nicht wie unsere Eltern“, und obwohl sie den Splitter im Auge ihrer Mütter und Väter sahen, entging ihnen der Balken im eigenen Blickfeld, ihre Angepasstheit an das Korsett des Andersseins, an das Gefängnis ihrer neuen Zeit.

Erinnerungen an den Vater, der, als sie gerade neun Jahre alt war, einem Hirnschlag erlag; an Klaus, dessen Vater bei Miele arbeitete. Jedes Jahr zu Weihnachten, Wochen vor der eigentlichen Bescherung, gab es in seiner Firma wunderschönes Spielzeug, Werbegeschenke für die Kunden: Lastwagen mit Firmenaufdruck, mit denen sie über sandige Pisten holperten; jedes Jahr ein neues Modell.

„Lass die Vergangenheit ruhen!“, mahnte sie ihre innere Stimme.

Klaus, blond, immer lachend, in das sich bei jedem dritten Atemzug ein Glucksen mischte, der im Sandkasten neben ihr kauerte, sie oft als ‚Mädchen‘ beschimpfte und davonstürmte. Als sie ihn, Tage vor ihrem fünften Geburtstag zum letzten Mal oben am Fenster sah, ein bleiches verschwitztes Gesicht, das aus müden Augen das Treiben auf der Straße beobachtete.

Charlotte blinzelte, wischte mit dem Taschentuch, das sie stets im rechten Ärmel ihrer Strickjacke versteckt hielt, die Tränen ab.

„Altes Ding, du!“, klagte sie, „Du wirst es doch erwarten können, bis er wieder kommt!“

Sie schloss die Lider, und mit der Dunkelheit änderte der Zeitstrom seine Richtung, überließ das Jetzt seinem eigenen Schicksal und reiste mit Charlotte in ihre Kindheit. Längst verschüttet geglaubte Erlebnisse trifteten an die Oberfläche, und mit jeder Stunde, die sie tiefer in das Dunkel ihrer Vergangenheit eindrang, wurde das Gefühl, auf der Flucht vor dem Morgen, dem Unausweichlichen zu sein, stärker. Die Nachtmeerfahrt, der Weg zur Erneuerung, ist ein zweischneidiges Schwert, dessen Reise mit dem Untergang des Bestehenden, dem Tod, seinen Anfang nimmt.

Jetzt, mit 75 Jahren, birgt jeder neue Morgen plötzlich eine Fülle an Erinnerungen, sie fluten wie aus unsichtbaren Poren aus den Alltagsgegenständen in Charlottes Bewusstsein, verschieben sie aus dem Jetzt ins Gestern, als teile der Strom der Zeit das Leben in zwei Hälften, einer körperlichen im Jetzt, in die Zukunft gerichteten, während die andere, dem Bewusstsein verhaftet, dem Zeitpunkt der Geburt zustrebt.

Nie würde Charlotte Klaus‘ Augen vergessen, diese tief in den Höhlen glimmenden Boten des nahen Todes. Besuchen durfte sie ihn nicht, und Tage später, an einem warmen Frühlingstag im März, schien die Sonne auf ihre polierten Lackschuhe. Der Pfarrer sprach tröstende Worte, übergab den kleinen Sarg der Erde, dem dunklen Loch, diesem Furcht einflößenden Moloch, der dort unten hauste, nach Menschenfleisch gierte. Sie warf Blumen zur Besänftigung des Monsters in die Grube hinab, reichte ihren Eltern die Hand und empfing später beim Leichenschmaus den roten Miele Lastwagen.

„Er hätte es gewollt“, sagte Klaus‘ Mutter weinend und drückte lange ihre Hand.

Worte, die damals keinen Sinn ergaben, weil ihr verborgener Aspekt, ihr unbekannt war. Behutsam, als sei er aus Glas, trug sie ihn nach Hause, stellte ihn auf ihr Bücherregal. So hielt der rote Lastwagen die Erinnerung an Klaus in ihr am Leben. In den Wochen danach nahm sie ihn täglich in die Hand, doch bald wurden die Abstände größer, die Bilder auf ihrer inneren Leinwand blasser, seltener, und an seinem ersten Todestag, war sein kurzes Dasein auf das Gesicht am Fenster geschrumpft und der rote Lastwagen hinter Büchern vergraben.

Jahre später, wenn Charlotte mit Mutter zu Opas Grab musste, kamen sie an Klaus‘ letzter Ruhestätte vorüber. Sein Name war eingraviert in grauen Naturstein. Der Blumenschmuck wechselte mit den

Jahreszeiten und zuweilen, wenn sie auf dem Heimweg von der Schule die Abkürzung über den Friedhof nahm, verweilte sie kurz an seinem Grab, legte selbst gepflügte Wiesenblumen auf die triste Fläche, sein bleiches, von der Krankheit gezeichnetes Gesicht vor Augen.

Die Zeit heilt alle Wunden, behauptete der Volksmund, ohne darauf zu verweisen, dass damit nur die Hälfte der Wahrheit zur Sprache kam, die andere, jene der Erinnerungen, der damit verknüpften Gefühle sanken nicht in dem unerschöpflichen Pool der Vergangenheit auf den Grund des Vergessens, im Gegenteil: Beharrlich trieben sie an der Oberfläche, bereit, ihre Energie jederzeit an ein beliebiges Objekt zu heften, um so die Jahre zu überdauern; ein steter Stachel im Fleisch, dessen Schmerz ins Bewusstsein bringt, was eigentlich längst Geschichte sein müsste.

Ein weiteres Jahr ging ins Land. Charlottes Opa bekam Gesellschaft. Wieder stand Charlotte dem dunklen Moloch gegenüber, dessen Macht bis ins Herz der Erde reichte, wo er die sterblichen Überreste verbrannte, vollendete, wovor die gläubigen Verstorbenen ebenso wie die Hinterbliebenen zurückschreckten, vor dem Weg ins Krematorium. Der Sarg senkte sich ins Grab hinab, und mit jedem Ruck, den er tiefer ins Erdinnere vordrang, wurde er kleiner, glich am Ende seiner Reise dem von Klaus und erneut, - Charlotte konnte es nicht verhindern - blickte er vom Fenster auf sie herab, wortlos, allein mit den Augen Abschied nehmend. An diesem Abend suchte sie nach dem roten Laster, entdeckte ihn in einer Kiste mit Spielsachen, stellte ihn, nachdem er vom Staub befreit war, zurück ins Regal.

Später, als sie im Bett lag, die Hände hinter dem Kopf verschränkt und an die von der Laterne spärlich erhellte Zimmerdecke starrend, kam ihr zum ersten Mal zu Bewusstsein, wie hartnäckig Klaus, dieser vor zwei Jahren verstorbene Nachbarsjunge ihren Gedanken anhing und dass Erinnerungen ein merkwürdiges Stück Vergangenheit darstellen, die weder der Zeit noch der persönlichen Kontrolle unterliegen.

„Scheinbar“, so ihre damalige kindliche Vermutung, „existieren sie außerhalb unserer Wirklichkeit. „Erinnerungen“, so folgerte sie weiter, „gehen eigene Wege, Schleichwege, und hin und wieder begegnen wir ihnen an Kreuzungspunkten und werden dann von der Wucht des Zusammenstoßes in die Vergangenheit geschleudert.“

Über diesen Gedanken schlief Charlotte ein, und am nächsten Morgen kündete nichts außer dem roten Laster auf dem Regal von den Gedanken des Vorabends.

Charlotte strich eine Strähne ihres grauen Haares aus der Stirn, lauschte in Richtung der Einfahrt, schalt sich zum hundertsten Mal eine alte Närrin und musste darüber lächeln, weil sie die Worte ihrer Mutter benutzte. Im Jahr darauf, gegen Ende der zweiten Klasse, starb der Vater, ohne Vorwarnung an einem Hirnschlag. Mit der Zeitung in der Hand war er zur Mutter in die Küche gekommen, formte tonlos Worte und brach zusammen.

Ein freundlicher Frühlingstag. Wieder stand Charlotte am Abgrund des frisch ausgehobenen Grabes, in dem Oma und Opa bereits auf ihren Sohn warteten. Der Moloch griff erneut nach ihrer Familie, wieder wurde ein Mensch auf wunderbare Weise zu Erde, zu Staub, um am Jüngsten Tag aufzuerstehen.

„Gott“, so vermutete Charlotte, „musste ein unheimlich gutes Gedächtnis haben, wenn er eine so große Zahl von Menschen aus der Erinnerung neu erschaffen konnte.“

Diese Fähigkeit beeindruckte sie zutiefst.

Der Sarg wurde unter den Tränen der Mutter in jene Maschinerie eingebettet, die ihren Vater in zweierlei Hinsicht wandelte, zum Einen wurde er Erde und zum Anderen ein Engel, der sie behüten, ja, stets ein wachsames Auge auf ihr Tun haben wird.

Die Anwesenden warfen Blumen und Erde auf den Sarg, huldigten dem Verschlinger, ehe die Trauergemeinde zum Gasthof Ochsen pilgerte, nicht ohne des Verstorbenen zu gedenken, der ein so guter Mensch, liebevoller Vater und verantwortungsvoller Ehemann gewesen ist. Die Mutter, gebeugt, mit roten Augen, die Handtasche fest an ihre zitternde Brust gedrückt, umringt von Verwandtschaft, hielt sich tapfer, bis sie am Tisch saßen und der Wirt vom Ochsen die Bestellung der Getränke aufnahm.

Am Abend kauerte Charlotte vor dem Radio, während die Mutter mit einem unbekannten Herrn mittleren Alters sprach, der von Zeit zu Zeit aufstand, mit auf dem Rücken überschlagenen Händen durch das Wohnzimmer schritt, dabei nachdenklich den Kopf hin und her wiegte. Als Mutter sie um zehn aufforderte ins Bett zu gehen – schließlich sei morgen trotz des schlimmen Kriegsgeschehens Schule – genehmigte sich der fremde Herr den ersten Schnaps.

„Nur zur Beruhigung“, prostete er imaginären Personen zu, kippte die grüne Flüssigkeit mit einem gedehnten „Aaahhh“ in den Mund. Der Unbekannte entpuppte sich am Tag darauf als Bruder des Vaters, der in München wohnte, Frau und zwei Kinder besaß und mit Vater seit Jahren keinen Kontakt mehr gepflegt hatte.

In ihrem Zimmer tauchte wie auf ein geheimes Kommando hin Klaus' Bild hinter den zusammengepressten Lidern auf. Kraftlos winkte er ihr zu und, als er ihrer Aufmerksamkeit sicher schien, griff er den roten Laster und schob ihn, ganz in sein Spiel versunken, auf dem Fenstersims von links nach rechts.

Es wurde merklich kühler. Charlotte fröstelte leicht. Mit einem Blick auf ihre Uhr vergewisserte sie sich, dass bis zum Abendessen noch Zeit war.

Dienstag. Wurstplatte mit Gurken, schal schmeckendem Tee und trockenem Brot, das seit den Mittagsstunden aufgeschnitten im Korb vorbereitet lag. „Ach, Sebastian“, fuhr sie in Gedanken fort, „wo bist du nur alle die Jahre gewesen? Welche Straßen gehst du jetzt entlang? Wiederholt es sich bereits? Eifersüchtig bin ich auf dich, dein neues, junges Leben. Sebastian ... Die Gegenwart bereitet mir keine Angst, aber die Erinnerungen, gegen die ich mich täglich weniger zur Wehr setzen kann; die Bilder in meinem Kopf – sind sie ein Zeichen? Bist du, mein Chamäleon, auf dem Weg zu mir?

Morgens, wenn ich in den Spiegel sehe, das faltige von den Jahren der Schwerkraft zerstörte Gesicht, dann möchte ich mein Leben verdreifachen, mich dadurch verjüngen, um all das nachzuholen, was wir in der langen Zeit deiner Abwesenheit versäumten. Ach, könnten wir es nachholen!“, jammerte Charlotte, wischte den Speichel aus ihren Mundwinkeln und lauschte nur einmal mehr den nahen Geräuschen.

„Die Hoffnung ist ein seltsames Ding. Impliziert sie nicht für das Jetzt einen negativen Zustand? Hoffnung. Der Tod des Vaters, die nächtlichen Bombenangriffe, Flammenmeere und verkohlte Leichen, die unter der Berührung zerbrachen und – Hoffnung?“

Wie oft sah sie in diesen Jahren die Mutter in Schwarz am Grab von Bekannten oder deren Männern und Söhnen stehen, gebeugt, weinend. Jeder Tote zieht unweigerlich den Nächsten mit hinunter, pflegte sie zu sagen, wenn sie in Gedanken versunken am Küchentisch saß und auf Vaters verwaisten Platz starrte. An allem ist nur dieser ... Hier brach sie ab. Es könnte jemand mithören, sie melden, und was sollte dann aus Charlotte werden? Furcht und Hoffnung, dazwischen flüchtige Momente des Ausruhens, des Vergessens, in einer Zeit, die angefüllt war mit Zorn und Kummer, Kriegstoten und verkrüppelten Heimkehrern, untauglich zum Heldentod an der Front.

Der Krieg diktierte den Tagesablauf und immer wieder Hoffnung auf bessere Zeiten, zumindest auf eine Zeit, die besser ist als der momentane Zustand. Nur wenige Erinnerungen aus diesen Jahren sind ihr im Gedächtnis haften geblieben und selbst diese wurden verdrängt, wie die Fragen der Schuld für die begangenen Gräuelt.

II

Flüchtlinge aus dem Osten brachen über die Stadt herein, Zwangseinquartierung, auch im Haus gegenüber, bei Familie Heinzelmann. Eine Frau mit zwei Kindern, ihrer gebrechlichen Mutter, die Charlotte nie ohne ihr blauweißes Kopftuch sah, wenn sie abends auf der Bank vor dem Haus saß, strickte und die Straße

beobachtete.

Mit Maria verband sie bald eine innige Freundschaft, während ihr jüngerer Bruder, Sebastian, der lange ein Schemen blieb, ein Schatten, der unbemerkt vorüberzog, gesenkten Kopfes, die Schultasche in Höhe der Brust vor sich hertragend, ein Bollwerk gegen jeden Versuch von Annäherung.

„Ist er immer so verschlossen?“, fragte sie Maria, die, wie es ihre Art war, nur mit den Schultern zuckte: „Jungen! Was willst du von denen erwarten?“

Die Nachmittage verbrachten sie auf der Straße, und am Abend, wenn in der Küche der Kanonenofen bullerte, die Decke mit Ruß schwärzte, hingen sie am Fenster und beobachteten die Nachbarn.

Der alte Hansen, ein Krüppel, geflohen in den letzten Kriegstagen, wohnte hier bei seinem Schwager, ein heillos verschrobener früherer Seemann, mit von Wind und Wetter gegerbtem heiseren Bariton, der anscheinend jeden unter den Tisch trinken konnte und das Anstarren seiner Person als schlechtes Benehmen auslegte und mit Flüchen von grausamer Obszönität und Drohgebärden ahndete. In seinem winzigen Zimmer brannte stets die alte Öllampe, warf ihr flackerndes Licht auf die Teufelsmasken an den Wänden; rotäugige und zähnebleckende Fratzen, Horrormasken, die über den Kopf gestülpt werden konnten und Freund wie Feind in die Flucht zu schlagen vermochten.

An manchen Tagen, wenn Marias Oma an lauen Sommerabenden bis zum Einbruch der Nacht draußen saß, die Kleider der Kinder flickte, Socken stopfte, gesellte sich Sebastian zu ihr, das Gesicht hinter Büchern vergraben, die Beine überkreuzt, barfuß und sooft Charlotte ihn heimlich beobachtete, wippte er mit dem linken Fuß den Takt zu einer fremden seiner Heimat entstammenden Melodie.

Irgendwie erinnerte er an Klaus, vor allem seine Augen, obwohl die beiden nichts gemein hatten außer ihre gebeugte Haltung und den Worten, die ihnen ins Gesicht geschrieben standen: Das Leid ist der Grundton der Welt.

Trotz oder gerade wegen der zahllosen Veränderungen, welche die Nachkriegszeit brachte, nahm das Leben seine gewohnte Fahrt auf. Im Herbst, einem regnerischen Septembertag, an dem der Himmel so tief hing, dass die Menschen auf den Straßen den Kopf einzogen, begann ihr sechstes Schuljahr.

„Dreizehn! Was für ein junges Ding ich doch damals gewesen bin!“, sinnierte Charlotte.

Die Schule, der Unterrichtsraum, niemals zuvor und auch in ihrem späteren Leben nicht ist ihr ein Gebäude so verwahrlost, so trostlos vorgekommen. Die Toiletten voller Rost, bröckelnder Putz, der Boden stumpf, die Eingangsstufen zerbrochen, überall Einschusslöcher, und bei jedem Schritt fürchtete sie zu stolpern und durch ihren Sturz das ganze Gebäude zum Einsturz zu bringen.

„Hallo!“, begrüßte sie Maria und neben ihr, den Kopf bis auf die Brust gesenkt, Sebastian, den Ranzen umklammernd, sein Schild gegen die feindliche Welt, wortlos nickend.

„Ich geh dann“, sagte Sebastian mit trockener Stimme, trat nervös von einem Bein auf das andere, bis Maria ihn entließ.

„Ist er immer so wortkarg?“

„In letzter Zeit“, erzählte ihr Maria, „hat er wieder Albträume. Wacht nachts auf, schweißgebadet, zitternd vor Angst und liegt stundenlang wach.“

„Armer Kerl.“

„Wird schon wieder vorübergehen. Hast du Hausaufgaben gemacht?“

„Ja.“

„Kann ich ...?“

Charlotte stieß einen Stoßseufzer aus. „Gehen wir!“

In der Pause, die sie am nahegelegenen See verbrachten, sagte Maria kauend: „Vater konnte gut mit Sebastian. Wenn er früh morgens ihn mit zum Angeln nahm, dann war ich schon ein wenig eifersüchtig ... aber seit Vater im Krieg gefallen ist, hat er sich verändert, wurde stiller, so als bereite ihm jede Äußerung körperliche Schmerzen. Die Jungen hänseln ihn, er fürchtet ihre Worte. Aber ich langweile dich.“

„Nein, im Gegenteil“, antwortete Charlotte, „Sebastian erinnert mich an einen Nachbarsjungen.“

„Kenne ich ihn?“

„Nein. Er ist gestorben ... Geblieben ist nur sein von der Krankheit verzehrtes Gesicht und ein roter Lastwagen.“

Charlotte stockte der Atem. Sie kramte in ihrer Schultasche nach einem Tuch.

„Tut mir leid, Charly.“

Auf der Bank neben ihnen kauerte ein älterer Mann mit Windjacke, den Kopf seitlich auf der Schulter, die Arme über der Brust gekreuzt, friedlich schlafend. Vor ihm auf dem Boden zwei Flaschen Wein, die eine leer, die andere zu einem Drittel gefüllt. Sie würden die Kälte der Nacht nicht vertreiben können. Charlotte tat der Mann leid, der trotz seines ungepflegten Äußeren, unter den grauen Bartstoppeln, dem dicken Buschwerk über den Augen, der schiefen Nase, Überbleibsel eines Streits, sympathische Züge besaß. Die Zeit trieb die Menschen an den Rand des Abgrundes, bevölkerte die Straßen mit Strandgut aus dem einstigen Großdeutschen Reich; Vertriebene, Entwurzelte, die mehr verloren haben als ihre Heimat und geliebte Menschen und den Glauben an ein sinnvolles Leben. Ein Verlust, der schlimmer als jeder andere wog. Wäre es nur die Hoffnung gewesen, diesen Schmerz hätte man ertragen und in eine bessere Zukunft auflösen können.

Hoffnung, das sollte Charlotte im Verlauf ihres Lebens am eigenen Leib erfahren, ist keine Erfindung des Menschen, sondern ein Trick der Psyche, um den Menschen in Notzeiten vor dem Schlimmsten zu bewahren. Sie malt in der Vorstellung das Bild einer goldenen Zukunft auf die innere Leinwand, um dem Negativen, dem kaum vorstellbaren Gräuel des Jetzt zu entfliehen, ein Gegengewicht zu schaffen; Vision einer möglichen Wirklichkeit.

Hoffnung. Das Wort besitzt einen seltsamen magischen Klang, und ein Leben ohne sie scheint möglich, aber wenn der Glaube an den Sinn und die Zweckhaftigkeit des Lebens selbst zerstört, ihm der Boden der Wahrheit entzogen wird, dann zerbricht der Mensch.

„Hallo!“, sagte jemand hinter ihrem Rücken und ließ sie aus ihren Betrachtungen aufschrecken.

Schweigsam, unbeweglich, als sei er mit den Füßen im Boden verwurzelt, den Ranzen wie einen Schatz umklammernd, stand Sebastian hinter ihnen, und während Charlotte ihn für einen stumpfsinnigen Kerl hielt, drehte er grußlos ab, kehrte ihnen den Rücken, ging, wie er gekommen war, ein Schatten, ein unmerklicher Luftzug, der vorübergeht, unbemerkt.

Maria zuckte mit den Schultern.

„So ist er halt“, meinte sie lapidar.

„Unbeschwerte Tage“, raunte ihr die Erinnerung zu, „trotz Auflösung und Neubeginn“. Marias Mutter bekam Arbeit in D. bei einer Zeitung und zog mit der Familie in eine firmeneigene Wohnung. Die Setzerei lag zur Straße hin und wenn Charlotte ihre Freundin an den Samstagen besuchte, wartete sie beim Pförtner vor dem rot-weißen Sperrbalken, beobachtete aus Zeitvertreib die Setzer an den Linotypes, mit nacktem Oberkörper in dem vor Hitze dampfenden Raum, mit vor Schweiß glänzenden Oberkörpern, und die Luft stank nach heißem Blei und Maschinenöl.

Dieser junge Bursche, der immer so frech zu ihr herübergrinste, dessen gesamte Mimik ihr anzüglich erschien und vermutlich deshalb interessant für ein dreizehn Jahre altes Mädchen war. Charlotte musste lachen und wer weiß, was aus diesen flüchtigen Begegnungen geworden wäre, wenn der Zufall es nicht anders gewollt hätte.

Gab es ein Schicksal?

Diese Frage kreiste über ihrer ersten Lebenshälfte, und die Zahl der möglichen Antworten verbot von vornherein einfache Lösungen.

Charlotte hörte den Ruf aus der Vergangenheit, sprang auf die Zeitscheibe, die sie vom Jetzt, der Gegenwart,

forttrug, langsam wie auf einer Straße, das Glockengeläut der Stadt wurde leiser und leiser, blieb ganz zurück, wurde Erinnerung, bis auch sie verblasste.

Der Wind, der damals über die verschneiten Felder blies, schwach wie Seufzer, in denen die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft mitschwang, getragen von einer Riege Politiker, die Frieden versprachen, Wohnungen, Wohlstand – eine neue Welt, ohne zu ahnen oder vorauszusehen, dass die Räume dazu unüberbrückbar waren, weil das Menschenleben zu kurz, zu flüchtig ist, wie die Erinnerung zerrinnt und deshalb der Geschichte zur ewigen Wiedergeburt verhilft.

Kreisläufe, ein Kommen und Gehen, nichts scheint wirklich vergessen, alles unterworfen einer ewigen Wiederkehr, und als Charlotte ihre erste Menstruation bekam, auf der Toilette eingeschlossen, die Fragen für Mutter überlegte, drang in ihr Bewusstsein, dass sie nun ebenfalls, einmal mehr, eingebunden wurde in einen uralten Kreislauf, den des Mondes.

Zu ihrem vierzehnten Geburtstag kam auch Hans, ihre erste große Liebe, groß, schwarzhaarig, muskulös. Als er im Schlepptau seiner Schwester Hilde kam, kurz gratulierte, sich in die hinterste Ecke zurückzog, stumm an seinem Glas nippte und irgendwann grußlos verschwunden war, brach für Charlotte eine Welt zusammen. Zurück blieb eine Lücke im Halbdunkel, ein Pool von ungenutzten Möglichkeiten, der, weil sie die Gelegenheit nicht beim Schopfe gepackt hatte, von der launischen Dame Fortuna mit einem Griff in den virtuellen Raum, dessen flüchtiges Sein zu einer derart harten Wirklichkeit verdichtet werden konnte, dass daran ganze Armeen der Weltgeschichte zugrunde gegangen waren, beendete die zur Realität gewordene Möglichkeit Charlottes Träume, zumindest für den heutigen Tag. Missgestimmt, den Tränen nahe, verbarrikadierte sie sich in der Küche.

Sebastian, der selbstvergessen neben Maria gestanden war, die Tasse mit dem längst kalt gewordenen Kakao in der Hand, bemerkte, dass Charlotte mit hängenden Schultern fluchtartig den Raum verließ.

„Ich gebe ihr jetzt mein Geschenk“, sagte er zu Maria, stellte die Tasse ab und verschwand im Gedränge. Wie ein geübter Slalomfahrer umkurvte er die Gäste, holte im Flur seine Tasche und entnahm ihr ein kleines sorgsam in braunes Papier eingewickeltes Päckchen.

Sein Herz jagte vor Aufregung, trieb ihm die Röte ins Gesicht, und weil er die aufsteigende Hitze fühlte, trat er umso unruhiger von einem Bein auf das andere. Als Charlotte ihn endlich bemerkte, verströmte er eine Hitze wie ein Kanonenofen im kältesten sibirischen Winter.

„Dein G ... Geschenk“, stotterte er, schlug vor Verlegenheit die Augen nieder, hob die Arme mit dem Päckchen, trat linkisch einen Schritt vor.

„Danke. Lieb von dir“, antwortete Charlotte schniefend und wischte mit dem Handrücken über ihr Gesicht.

„Er ist anders wie deiner“, platzte es aus Sebastian heraus, „die Farbe stimmt.“

„Wie meiner?“

Neugierig geworden, entkleidete sie die selbst gebastelte Pappdose, öffnete den Deckel und starrte verwirrt auf den roten Lastwagen. Sebastian, der ihr enttäushtes Gesicht bemerkte und nicht wusste, wie er weiter vorgehen sollte, drehte sich auf dem Absatz um und rannte hinaus.

„Warte!“

Wieder war es da. Klaus' eingefallenes von Krankheit gezeichnetes Gesicht, die müden Augen, das Kommende ahnend. Monate vorher war er so glücklich gewesen: „Ein neues Spielzeug!“, rief er ausgelassen von Weitem und präsentierte ihr den neuen Lastwagen und sagte: „Miele“.

Charlotte wiegte den roten Holzlastwagen in der Hand.

„Woher wusste er davon?“, überlegte sie. „Bei mir kann er ihn nicht gesehen haben.“ Lange betrachtete sie Sebastians Geschenk, hörte seine Worte wieder und wieder, ohne eine Antwort auf ihre Fragen zu finden.

„Da ist sie!“, brüllte Marga, stürmte auf Charlotte zu, packte ihre Hand und schleppte sie zurück ins Wohnzimmer.

„Ein Toast!“, rief Lisbeth.

„Hoch soll sie leben“, sang Marga vor.

Sie entdeckte Sebastian. Wie ein begossener Pudel kauerte er auf dem Sofa, gestikulierte, wiegte die Schultern und starrte auf den Boden. Charlotte lachte den Sängern zu, dankte mit einer angedeuteten Verbeugung, schwebte zwischen Lachen und Tränen, fühlte sich aufgerufen zu Trost und Mitgefühl, dem Mitgefühl einer großen Freundin gegenüber dem schwächeren Kleinen. Sie sah, wie Sebastian zu weinen begann, mühelos, lautlos, als seien Trauer und Enttäuschung alltägliche Gefühle.

Besänftigend streichelte Charlotte ihm über den Arm, murmelte: „Ich wollte dir nicht wehtun, Sebastian, nur ... ich war so überrascht. Woher ... woher wusstest du...?“

Ihre Stimme klang brüchig, um Verzeihung bittend. Dabei erschreckte und faszinierte sie zugleich das Gefühl, die fremde unter ihrer Berührung zitternde Haut zu spüren.

„Brauchst du ein Taschentuch?“

Sebastian schüttelte den Kopf, zog durch die Nase hoch, schluckte und schniefte, hörte auf zu weinen und hob das Gesicht.

„Alles in Ordnung?“, fragte Charlotte besorgt.

Er nickte, schob die Mütze zurecht und sah auf ihre Hand.

„Ich habe geträumt, von dem Lastwagen. Ein anderer Junge und du ...“, hier stutzte er, hielt für Bruchteile von Sekunden inne. „Sandpisten, und ich sehe eine Straße, der rote Lastwagen vor mir auf dem Fenstersims, ich streiche darüber, mit den Fingerspitzen.“

Charlotte gefror in der Bewegung.

„Woher ...?“

Sie sank neben ihn auf das Sofa, zog ihre Hand zurück, als fürchte sie Vertraulichkeiten.

„Er ist neun“, dachte Charlotte, ein Kind mit seltsamen Träumen.

Sebastian drehte ihr den Kopf zu, blickte ihr in die Augen, ernst, ruhig, wortlos. Eisige Schauer jagten, von Charlottes Gehirn ausgehend, durch ihren Körper. Sie schloss für einen Moment die Augen, sah Klaus' Hände und Gesicht vermodert, fein säuberlich angeordnete Knöchelchen; er war tot. Mühelos drang ihr die Erkenntnis zu Bewusstsein, die sie, von Furcht gepeinigt, verdrängte. Der Friedhof, sandiger Boden, ein marmorner Engel, Gesichter von Lebenden und Toten gemischt, ein Konglomerat des Lebens, ein Stundenglas, worin das Leben zerrinnt, das Stoffliche zerfällt; sie konnte es hören – eine liebliche Melodie. Was bleibt von mir? Namenszüge in Klassenbüchern? Gedanken, blasse Erinnerungen an ein zu kurzes Leben.

„Charlotte!“, rief Sebastian behutsam, spielte unbewusst mit ihren Fingern, drehte an dem selbst gebastelten Ring, wartete geduldig, bis die Lebensgeister in ihr die Oberhand gewannen. Er lächelte, das Lächeln eines Mitwissers, Verschwörers, der wie sie ein Vorgefühl von der Wahrheit besaß, den seltsamen Ereignissen der kommenden Jahre, ihrer Liebe, die nur wenige Jahre überspannen sollte; das Band jedoch, welches einmal geflochten, würde Sebastian, wie von unsichtbaren Winden getragen, bis zum Ende der Zeit bewahren.

„Entschuldige“, sagte Charlotte, sichtlich um Orientierung bemüht, mit einem regungslosen Gesichtsausdruck, in dem unmerklich eine Spur von Verwunderung, gemischt mit Angst und Neugier, mitschwang.

„Wir sehen uns.“ Sie stand auf.

Die Stille wurde von durchdrehenden Reifen unterbrochen. Schwester Julia. Alleinerziehend, zwei Kinder, der Mann gestorben, von schweren Sicherheitstüren erdrückt, ein tragischer Unfall. Sie selbst roch nach Herbstlaub, Chrysanthemen, kam oft, nass vom Regen, zum Dienst, trug trotzdem ihre Sonnenbrille, nicht wie sie sagte, um blind zu sein, sondern um besser zu hören. Sie sprach ohne große Munterkeit, arbeitete im Widerspruch dazu mit großem Eifer. Ihre Stimme erschien Charlotte in bunten Farben und verursachte, wenn sie in Rage geriet, unterirdische Beben. Dann fiel sie in ihren schwäbischen Dialekt, hängte jedem ihrer Worte ein ‚le‘ an, und so konnte jeder im Haus anhand ihrer Sprache sofort Julias Stimmung erkennen.

Ein leichter Wind kam auf, voll schwerer Düfte, ein Wind aus dem Nirgendwo, der von ungeweinten Tränen

sprach und dem sie stumm antwortete; ein Wind, der den wollenen Schal von Sebastian zum Wehen brachte, graue, rote Wolle.

Maria zog den Schlitten, den der alte Moser ihnen mit den Worten „Der Josef braucht ihn ja nicht mehr“, geschenkt hatte und dabei Tränen in die Augen bekam, die Mühlstraße hinab zum See, wo sich die Erwachsenen und Kinder trafen, Schlenkerschlitten spielten. Gegen die durchdringende Kälte gab es heiße Steine für Hände und Füße.

Sebastian hatte sich in den vergangenen Monaten verändert, war reifer geworden, wurde zusehends zu seinem ursprünglichen Selbst, dem seiner vergangenen Existenzen, Summe der Evolution eines Seins, dessen wahre Beschaffenheit Charlotte nie zur Gänze erfassen sollte, das Zeiten, Generationen, Völker, Kriege und Katastrophen globalen Ausmaßes überdauert hatte und in Sebastian bereits jetzt sichtbare Veränderungen auslöste.

Der Weg ihrer Zeitscheibe trug sie zu einem ihrer letzten Schultage vor den Ferien; die Kälte malte Eisblumen an die Fenster. Maria und Charlotte kauerten, eingehüllt in dicke Mäntel, in der vordersten Reihe des Klassenzimmers, zitterten, warfen hoffnungsvolle Blicke auf den Ofen, den mitgebrachten Stapel an Briketts, der anstatt Schulgeld entrichtet werden musste, in dem es knisterte und rumorte, während der Lehrer mit klammen Fingern Aufgaben an die Tafel schrieb.

Der Weihnachtstag kam. Mutter war unterwegs, klapperte die Hinterhöfe ab, tauschte alles Mögliche für ein Festessen, kleine Geschenke; Zigaretten waren wertvoll, allein die leere Verpackung versprach auf dem schwarzen Markt ein Stück Fleisch.

Beunruhigt war Charlotte nur, wenn Mutter mit Manfred, dem Sohn vom Schreiner Hagen, mit dessen Lastwagen über die Grenze fuhr, vorbei an den Wachposten, über dunkle tief verschneite Waldwege. Das klappte zum Glück immer, nur hin und wieder kam sie enttäuscht zurück, wenn russische Soldaten den Lastwagen kontrollierten, alles Brauchbare mitnahmen und sie aus Angst vor weiteren Zusammenstößen umkehrten.

Abends im Bett Stille, bis auf eine Tür, die im Wind schlug. Charlottes Herz krampfte, als hätte ein Spuk, ein nächtliches Schattenwesen, in das Zimmer geblickt. Plötzlich sah sie die Fratze, ein verzerrtes Affengesicht, gefräßige Kiefer und die Augen, die im Licht des Mondes schwarz schimmerten und den eisigen Glanz des dunklen Sternenhimmels widerspiegelten. Charlotte schüttelte den Kopf, die Bilder verschwanden. „Nur geträumt“, dachte sie, die Hände unter der Decke ineinander verstrickt.

Am nächsten Tag erzählte Sebastian Maria und ihr in der Pause seinen Traum, sprach von starkem Wind, Babygeschrei, dem verzerrten Gesicht eines Affenmenschen. Stolz hält er seinen Sohn in den Armen, das neueste Mitglied des Stammes. Die Horde hockt am Höhleneingang, blickt auf die Welt draußen, gestikuliert, beobachtet eine Herde Gnus, die witternd zum nahegelegenen Tümpel kommen, um ihren Durst zu stillen.

„Wie klein er ist“, dachte Charlotte, „und so zerbrechlich, wie Glas.“

„Ich muss“, sagte Maria. „Wir sehen uns“ und eilte in ihr Klassenzimmer.

Charlotte und Sebastian schlenderten auf die Straße hinaus. Sie ergriff seine Hand, vertraute auf ihr Gefühl, zog ihn zu sich heran, umfasste ihn mit den Armen, fühlte seine kalte Wange, den warmen Atem, der ihren Nacken streifte, die gewölbten schwarzen Härchen aufscheuchte, während er, zögernd, unsicher, den linken Arm um ihre Hüfte legte, sie zur Hälfte umgriff, seine Hand über den Rücken nach oben wandern ließ, zum Haaransatz, ihren Nacken streichelte. Nur Sekunden währte das stille Einvernehmen, das unbewusste Ahnen des Kommenden, dieses wärmende Gefühl, das die Kälte, das Denken, letztlich die Welt ausschließt, den Körper zurückwirft auf das Elementare, Ursprüngliche.

„Was willst du mit einem Neunjährigen, einem Kind?“

Nachdenklich kaute sie an dem Stift, blätterte im Tagebuch die Seiten vor und zurück, fühlte die mittägliche

Sonne auf ihrem Gesicht, erinnerte den geflügelten Pegasus, an Bellerophon, der auf ihm in den Himmel gelangen wollte, zum Hort der Götter, abstürzt, wahnsinnig wird, ohne die Erkenntnis, dass nicht jedes Ziel, jedes vorstellbare Glück erreichbar ist. Der Mensch muss wie der Held Realist sein, sich dessen bewusst sein, was möglich ist, den Gefühlen, der möglichen Hybris trotzen.

Zeigte die Geschichte nicht, wie Übermut, das Zu- hoch- fliegen- Wollen, ebenso wie das Festgehalten- werden – von Liebe wollte Charlotte nicht sprechen – mit Untergang, Tod und Wahnsinn endete?

Sebastian!

Sollte sie seinetwegen wie Ikarus im Meer ertrinken, in die Unterwelt verbannt wie Theseus oder an die Felswand geschmiedet werden wie Prometheus, nur weil sie Sebastian möchte, fühlte, dass mehr zwischen ihnen war als Freundschaft, ein unsichtbares Band, stummes Verständnis.

Der Duft von Sebastians Haut drang in ihr Bewusstsein, die blonden Locken unter der tief in die Stirn gezogenen Mütze, seine aufgeworfenen Lippen, übermächtige Schneidezähne, Nagetier, eher zum Schmunzeln wie seine Redeweise, als spräche er mit verstellter Stimme; Sätze, geborgt von Älteren, wie Szenen im Film, im Theater, im verschmierten düsteren Zwielicht der Bühne, gehauchte Worte, mehr offen lassend als erklärend.

„Schicksal“, sagte Charlotte. Sie fröstelte, stemmte den gebrechlich gewordenen Körper hoch, überhörte das Knacken in den Gelenken und ging zum Haus zurück.

„Schicksal. Was wusste ich damals vom Leben, seinen Irrungen, Verstrickungen, den unbekannten Banden – Schicksal? Erst später habe ich begriffen, dass es zwei Ereignisse zueinander in Beziehung setzt, mich und eine höhere Macht. Gleichzeitig wird der Zufall eliminiert, der blinde Steuermann, der ja durchaus eine ähnliche gleichwertige Konstellation hätte hervorbringen können. So ist im unbewussten Sprachgebrauch durchaus ein unbewusster archaischer Glaube an immanent in der Realität existierende höhere Wesen vorhanden.“

Heute wusste es Charlotte besser.

III

„Ah, Charlotte!“, rief Manfred, ehemals Direktor Rümlin, Besitzer einer Privatbank und bis zu deren Zusammenbruch im Jahre 1998 uneingeschränkter Herrscher über Angestellte und Familie, deren Tagesablauf er ebenso minutiös plante wie den eigenen. Nichts in seinem Leben geschah ungeplant, zufällig, außer seinem Stuhlgang, der sich 70 Jahre beharrlich jedem Rhythmus, jedem geregeltem Ablauf widersetzt hatte.

„Ich habe sie bereits gesucht“, schickte er mit seinem dröhnenden Organ durch den Raum, dabei die Arme ausbreitend, als müsse er ein Geschenk, ein über Jahre verlorenes Objekt endlich wieder in seine Arme schließen, um es festzuhalten als Eigentum, hinzugelegt zum angehäuften Besitz, zum ewigen Besitz. Unaufgefordert nahm er links von ihr Platz, spielte mit der Serviette und dachte dabei an sein Notizbuch, an einen günstigen Augenblick, ihr vorzulesen.

Schwungvoll sagte er: „Dieser Neue da, nicht übel. So billig wird er es der Koalition nicht machen.“

Er räusperte sich, zog das Notizbuch aus der Tasche, schlug es auf, blätterte mit dem Daumen ein paar Seiten vor und zurück.

„Verschonen sie mich mit Politik!“

„Aber“, stotterte Rümlin, dabei das Notizbuch zuschlagend. „Nun“, fügte er heiser, dabei nonchalant über Charlottes Zurechtweisung hinweggehend an, „wir können das Thema später bei einem Glas Cherry erörtern.“

„Wir werden sehen.“

Die Füße in gemütlichen Hausschuhen, die Strickjacke bis zum Hals zugeknöpft, lehnte sie nach dem Abendessen an der Terrassenbrüstung, atmete tief die frische Luft ein, ehe sie sich setzte, die Decke über die Beine ausbreitete und den Nachthimmel betrachtete. Die ersten Sterne kamen schwach, mit bloßem Auge gerade sichtbar, zum Vorschein.

Sternbilder, seit Menschengedenken unverändert, zogen ihre Kreise über den Himmel, ehrfürchtig bestaunt, als Götter verehrt, mit Fernrohren erkundet, und obwohl wir heute um ihre Geheimnisse wissen, ist die Faszination des nächtlichen Himmels nicht geringer geworden. Die Kunst, aus den Sternen das Schicksal der Menschen abzulesen, zu deuten, ihre Konstellation über Erfolg und Misserfolg, Liebe und Enttäuschung, Glück und Niederlage entscheiden zu lassen, ist alt, und wie sie von Sebastian erfuhr, basieren Bezeichnungen wie Schicksal oder Zufall nur auf der Unwissenheit über die wirklichen Umstände.

„Schicksal? Was wussten wir Kriegskinder schon außer den Lügengeschichten der Propaganda! Ja, den Tod, den kannten und erkannten wir, trotz seiner vielerlei Verkleidungen; Briefe, Telegramme oder das Ausbleiben von Feldpost – Tränen, Angst, und Tage, Wochen später, Erlösung oder vernichtende Antwort. Väter, Jugendliche, gegen Ende des Krieges auch Kinder, bevölkerten die Hallen des Himmels; Mütter gebaren Engel für die Kleinsten, deuteten auf die funkelnden Sterne, drückten das staunende Kind, das unbeholfen in den Himmel deutete mit seinen kleinen Händen und ‚Papa‘ sagte.

Die Allgegenwärtigkeit des Todes, das Überleben der Familie, der Kinder als ihre Hoffnungsträger, die Beschaffung von Nahrung, dem Notwendigsten, beanspruchte den Kopf, das Denken. Dieser endlose Kreislauf von Hoffnungslosigkeit und Zuversicht beherrschte das Dasein, degradierte es zum bloßen Daseinskampf und ließ keine Zeit für Überlegungen auf ein Nachher, im Leben wie im Tode.

Reinkarnation.“

Ende Siebzehn war sie gewesen, als Sebastian ihr gegenüber zum ersten Mal dieses Wort gebrauchte, sie zur Mitwisserin, zu einem Teil seines seltsamen Lebens machte.

Wie zwei Mühlsteine zermahlten die Zeitscheiben das Gefüge zwischen Heute und Vergangenheit, zerrieben Jahrzehnte zu Staub, und so erwachte Charlotte am nächsten Morgen, fühlte Sebastians heißen Atem in ihrem Nacken.

„Verrückt! Ich muss verrückt sein!“

Kopfschüttelnd schlüpfte sie aus dem Bett, schüttelte das Kopfkissen auf, marschierte geradewegs ins Bad, erledigte im Eiltempo die Morgentoilette, stürmte ins Zimmer zurück, riss den Kleiderschrank auf und kleidete sich an. Das Frühstück, zum Erstaunen der Mutter in Rekordzeit eingenommen, verabschiedete sich Charlotte mit einem Kuss und stürzte mit ihrer Schulmappe unter dem Arm aus dem Haus.

Der Morgen dämmerte bereits, als Charlotte bei Maria klingelte, geduldig wartete, bis ihr Kopf oben am Fenster erschien und diese auf ihre Uhr deutete: „Was willst du so früh hier?“

Notgedrungen ging sie die Straße auf und ab, sah die notdürftig instandgesetzten Häuser, die Ruinen, allein in dieser Straße fünf, dazwischen dicke, in den Boden gerammte Pfähle, verbunden durch Wäscheleinen, auf denen sommers wie winters Unterhosen und Overalls hingen, die jetzt gefroren, reglos wie halbierte Männer aussahen.

Endlich kam Maria und in ihrem Gefolge Sebastian. Ihr Herz schlug wild, brachte den Körper zum Beben, die Füße zum Stolpern und ihr ‚Morgen‘ klang wie ein Fremdwort. Sebastian ging zwischen ihnen, hob ab und zu den Kopf, blickte Charlotte von der Seite an, vermied den direkten Blickkontakt, wollte vor der Schwester ihr Geheimnis bewahren. Wie zufällig berührte er Charlotte von der Seite, wenn er umständlich nach dem Taschentuch suchte, die Nase geräuschvoll putzte, es sorgsam in der Manteltasche verstaute, nur um es Minuten später erneut in die Hand zu nehmen. Charlotte fühlte die Annäherung. Ihr wurde heiß. An der Schule angekommen, trabte Sebastian grußlos in Richtung seines Klassenzimmers davon.

Am späten Nachmittag belog Charlotte die Mutter, schob den Besuch bei einer Freundin vor, schlich mit schlechtem Gewissen aus dem Haus, lief geduckt über die Höfe, zwischen Ruinen hindurch, gelangte unbemerkt zu Sebastians Fenster, schnippte mit dem Daumen Steine dagegen, winkte, als sein Kopf auftauchte und deutete zur Straße.

Wortlos schlugen sie den Weg zum See ein. Grübelnd suchte Charlotte nach Worten, griff stattdessen seine Hand, die klein und kalt in der ihren lag.

„Frau Paulsen hat mir eine Zwei gegeben“, berichtete er stolz, „obwohl ich das Thema verfehlt habe. Feuersbrünste, das Schreien der Sirenen und die Zerstörungswut der Alliierten, hätte, so ihre Meinung, nichts mit Weihnachten zu tun, aber seine Formulierung habe den Ausschlag für die Note gegeben.“

„Alle Achtung!“, antwortete Charlotte anerkennend. „Die Paulsen, die bereits einen Schreikrampf erleidet, wenn die Schrift gegen Ende hin unleserlicher wird.“

„Ich“, brach Sebastian nach längerem Schweigen die Stille, „kann mich zuweilen an Dinge erinnern, hauptsächlich in meinen Träumen oder kurz vor dem Einschlafen, Bilder von Menschen, Kleidung, Häusern, die mir unbekannt sind ...“

„Déjà-vu.“

„Déjà was?“

„Déjà-vu. Du glaubst, dich an ein Ereignis zu erinnern, aber es ist eine Täuschung deines Gedächtnisses; eine Art interne Fata Morgana. Verstehst du?“

„Schon ... nein; damit haben meine Träume nichts gemein. Der rote Lastwagen, Charlotte – Ich habe dich gesehen, so als säße ich dir gegenüber. Deine Hände waren kleiner, wie die eines Kindes.“

„Was bezweckst du damit?“, schimpfte Charlotte und stieß Sebastian mit dem Ellbogen in die Seite, dass er belustigt aufschrie.

„Nichts! Die Bilder sind in meinem Kopf“, verteidigte er sich mit einer Gelassenheit, die sie aufhorchen ließ.

„Der Frühling war ungewöhnlich warm“, fuhr er fort mit einer Stimme, die tausend Stimmen zu vereinigen schien, „und glaubte er seiner Mutter, so würde es für die kommenden Tage so bleiben. Ihn störte das Wetter. Es verhöhnte ihn, weil er im Bett liegen musste, nur der Bettdecke sein Leid klagen konnte, sofern er überhaupt die Kraft dazu besaß. Den Jungen sehe ich nicht, noch nicht, nur das Zimmer, sein Gefängnis, der Ort ... etwas wird dort geschehen.“

„Vielleicht“, dachte Charlotte, „liegt es am Haus, seiner Atmosphäre, den Ereignissen seiner Bewohner, die nachwirken und ihre Ereignisse auf die nachfolgenden Mieter projizieren. Und hieß es nicht von dem halb zerfallenen Gemäuer beim Grundhof, dass dort Hannas Mann umgehe, weil er von seinem Nebenbuhler hinterrücks mit der Axt erschlagen worden war ... und sind die beiden nicht auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen? Die Hanna ertrunken und er in der Scheune verbrannt. Geschichten. Aber woher wusste er von Klaus?“

Hat dir jemand von Klaus erzählt?“, fragte sie ihn. „Deine Mutter, eine Nachbarin, die Kinder in der Schule, deine Oma?“

Sebastian verneinte, schlug den Kopf bedächtig von links nach rechts.

„Du glaubst mir nicht! Ich bin ja bloß ein Kind, ein dummer Junge, der sich wichtig machen will.“

„Nein, das denke ich nicht.“

Sie hielt seine Hand fest, kniff ihn mit der anderen ins Ohr und meinte: „Dummer Kerl, du!“

„Es ist kein Trick, Charlotte, weder ausgedacht, noch plappere ich Geschichten nach. Es gibt ...“, druckte er herum, „andere Träume.“

„Möchtest du mir davon erzählen?“

„Heute nicht, morgen vielleicht.“

„Gut. Wie ist es, Sebastian“, fragte Charlotte um das Thema zu wechseln, „wenn die Familie die Heimat verlassen muss? Habt ihr in Oberschlesien ein eigenes Haus?“

„Ich kann mich nur an sehr wenig erinnern, an Häuser, mein Zimmer, die Nachbarn, an Soldaten mit

Gewehren, Schreie, Schüsse, an die Furcht vor Bombenangriffen, Vergeltung für Partisanenüberfälle, an den Tod“, sagte er mit zunehmend leiser werdender Stimme, „besonders er scheint ein hartnäckiger Begleiter von mir zu sein.“

Er lächelte geheimnisvoll.

„Hör auf! Du machst mir Angst“, erwiderte Charlotte, „Wenn ich nicht dein Alter wüsste, deine Sprache ...“ Sebastian sah auf die Uhr, sprang von der Bank, drängte zum Aufbruch.

Monatelang trafen sie sich fast täglich, redeten über die Schule, über Maria, ihre Mütter, selten über seine Träume.

Sie feierten gemeinsam seinen zehnten Geburtstag. Mit diesem Datum rückte ihre Schulentlassung näher und damit der Tag, sich um eine Lehrstelle zu bemühen. Der Arbeitsmarkt war schlecht, Lehrstellen Mangelware, wie so vieles, und das Wollen, Wünschen stand an letzter Stelle. Mutter fragte herum, hörte dass der Fleischer Mack eine Lehrstelle anbot. Fleischereiverkäuferin, Charlotte lehnte ab, rannte aus dem Zimmer, probte den Aufstand, argumentierte, stritt mit ihr und warf sogar in ihrem äußersten Zorn eine Tasse gegen die Wand.

Ihr Gesicht trunken von Vorstellungen und ihr gegenüber die Mutter, besorgt, die Stirn voller Runzeln, aufstehend, die Scherben einsammelnd. Im Zimmer das blasse Licht der Lampe, rötlicher Schein, ewige Lampe, Licht für die Kranken, Armen, und in dieser besonderen greifbaren Stille, die kalt auf ihr Gesicht und ihre Hände drückte, erlahmte ihre Gegenwehr, fügte Charlotte sich dem nicht abwendbaren Schicksal und hauchte unter Tränen ihr ‚Ja‘.

Die Mutter lächelte dankbar, wiegte die Scherben in der Hand, stand auf, das Gesicht gerötet, aber glücklich. Ein Hauch von Erlösung huschte darüber hinweg, als sie ihre Tochter in den Arm nahm, lange stumm und fest drückte und dabei an ihren verstorbenen Mann denken musste und sich vorzustellen versuchte, was er getan, gesagt hätte?

Charlotte schrieb ihren Lebenslauf, trug ihn zusammen mit der Mutter zu ihrer künftigen Chefin, einer rundlichen kleinen Frau mit gemütlichen Zügen, mit von der Kälte blau verfärbten Händen und einem Lachen, das im Gegensatz zu ihrem Äußeren stand.

Sie bekam die Lehrstelle und damit zwei Monate Schonfrist, eine Ewigkeit, wie sie glaubte, ehe sie zusammenschmolz wie Schnee in der Mittagssonne. Den Sommer erlebte Charlotte zwiespältig, ein Schwanken zwischen Heiterkeit und Melancholie, stillem Kampf gegen des Lebens Lauf, gegen den Drachen Dasein, damit verbunden die Sorge um Unterhalt. Ihr Ringen endete mit einer Niederlage, nicht dem unwiderruflichen Nicht-Sein, sondern dem Nicht-So-Sein-Können, dem der endgültige Verlust der Kindheit mit ihren Träumen folgte.